

dischen Krieger. Die Schar muß sich zurückziehen. Ihre Lage ist ernst. Als der Morgen naht, erkennen die Dragoner, daß sie belagert sind. Wohl vermögen sie mit ihren Musketen die Bauern vom Turm fern zu halten. Was aber soll geschehen, wenn die letzte Kugel verschossen ist?

„Wir sitzen in der Falle,“ meint der Leutnant. „Es bleibt uns nichts übrig, als in der Nacht, ehe der Mond aufgeht, uns nach dem Fluße hinunter zu lassen und schwimmend das andere Ufer zu erreichen.“

Im Laufe des Nachmittags werden die Soldatenröcke auseinandergerissen und zu einem festen Strick verknotet, stark genug um einen Mann zu tragen. Dann bestimmt das Los, in welcher Reihenfolge die Flucht gewagt werden soll. Der Leutnant ist der vorletzte.

Der Tag geht friedlich zu Ende. Die Nacht bricht an. Ihre Stille hat etwas Drohendes. Dem Hüflein bleibt nur eine doppelte Wahl: entweder von den Bauern gestöbt zu werden, oder, wenn Fortuna es will, durch den Fluß schwimmend das rettende Ufer zu gewinnen. Durch eine schmale Fensteröffnung wird der erste hinunter gelassen. Das leere Seil wird heraufgezogen. Da ertönt aus schon hinten aus der dunklen Ferne ein Räuschen, das verabschiedete Zeichen der Rettung. Fast hörbar klopfen die Herzen der Männer. Auch die nächsten beiden werden glücklich gerettet. Jetzt sind nur noch der Leutnant und ein Mann im Turm. Die Spannung wird schier unerträglich. Dem jungen Offizier klingelt plötzlich der Drachenspruch der alten Hege im Ohr. Leise, ganz vor sich, tritt er die Treppe hin. Es geht glücklich immer tiefer. Schon hört er ganz nahe das Rauschen des Wassers. Da — was bedeutet die Störung? Der Strick war doch lang genug! Ein Knoten muß in einen Steinfall geraten sein. Der Leutnant spürt, wie der Soldat vergeblich nach oben zieht. Jetzt verliert er selbst, den umschlingenden Strick zu lösen, um den Sprung in den Fluß zu wagen. Sein Fuß sucht einen Halt, ein Stein löst sich und fällt laut klappend in den Fluß. Wie auf ein erwartetes Zeichen flammen plötzlich einige Fackeln hinten am Schlosse auf. Die Bauern sehen den unglücklich Hängenden. Schüsse fallen. Nach einiger Zeit wird es wieder still.

Der Mond geht auf. Hinter einem dichten Busch kommt die Hege hervor. Ihr grotesker Schatten fällt lang auf das Ufer. Sie zeigt mit dürrer Arme nach dem Turme. „Hi, hi, hi,“ sagte ich es ihm nicht, daß er wieder auf der Erde noch im Wasser sterben würde!“

Frau Storeys Halsband

Der Wirklichkeit nachgezeichnet von John C. Waters. Chicago.

Wenn das Gerücht nicht schon durch die ganze Stadt gelaufen wäre, so hätten doch alle, die sich zu den oberen Kreisen von St. John rechneten, aus dem gesellschaftlichen Teil der Zeitungen erfahren, daß Fürst und Fürstin Rubekhoi im ersten Hotel abgestiegen waren.

Die Rubekhoi! Keiner Amerikanerin, die ein Haus machen wollte, brauchte es gesagt zu werden: Die Rubekhoi gehörten dem russischen Hochadel an. Verbunden sie nicht auch verdammt gute Beziehungen mit den Romanows? Welche Ehre, daß sie gerade St. John zum Aufenthalt gewählt hatten! Die Stadt mußte die Bevorzugung gebührend zu schätzen. Alles rief sich um das Fürstenpaar.

Zum fünfzigsten Male schon mußte es vom Auslande der Vorliebe erzählt werden. Ueber Empfindungen am Jarenhol, riesige Feste auf den Gütern der Rubekhoi. Dann Krieg, Umsturz, Bolschewisten. Ja, hätten die Rubekhoi nicht immer ein mitfühlendes Herz und eine offene Hand für ihre Ruschiks gehabt, so lagen sie jetzt irgendwo verscharrt als Opfer der Sowjets. Doch die Bauern schützten sie gegen die Angriffe der ersten Bolschewistenhorden, vertrieben das Fürstenpaar, das seinen unschätzbaren Familienschatz hatte retten können, und halfen ihm über die Grenze. Die Fürstin gedrückte eine Träne in wehmütiger Erinnerung an Ivan Iwanowitsch, Sergei Michailowitsch und wie die Treuen sonst noch heißen mochten.

Die ersten zehn Jahre nach der Flucht hatte man in Europa zugebracht. Doch die Alte Weiß war morsch und schlaftrig. Nichts anzufangen mit den Leuten dort drüben. Deshalb schiffte man sich eines Tages kurz entschlossen mit seinen Juwelen nach Amerika ein. Die Vereinigten Staaten waren doch etwas ganz anderes. Hier konnte ein strebsamer Mensch noch vorwärts kommen. Besonders in St. John. Eine kleine Stadt mit großer Zukunft! So etwas

kannte man in Europa gar nicht! Gefaschelt warf sich St. John in die Brust.

Ja, die Rubekhoi wollten sich hier niederlassen. Einen Teil der Juwelen verkaufen und eine große Sache aufziehen. Was? Das mußte man noch nicht so recht. Vielleicht Land kaufen und Großfarmer werden. Vielleicht auch Moutierzucht treiben. Die Moutierzucht von Missouri, ja, die waren eine Klasse für sich. Hatten sie nicht den Krieg gewonnen drüben in Frankreich! St. John lächelte geheimnisvoll. Natürlich brachten die Zeitungen alle möglichen Interviews mit dem Fürstenpaar. Nur der Lokalredakteur vom St. John Inquirer war der Ansicht, ein paar Zeilen im gesellschaftlichen Teil genügt. Ueberhaupt ein merkwürdiger alter Knapp, dieser Beddington. Kimmerte sich den Teufel um so wichtige Dinge wie Gesellschaften, Verlobungen, Hochzeiten und anderer Ereignisse innerhalb der exklusiven Kreise.

Sah Beddington da eines Nachmittags zehn Minuten vor Redaktionsschluss auf seinem Drehschemel. Das Telefon klingelte. „Inquirer“, brummte Beddington. „Hier Frau Storey“. Ein bekannter Name. Der Mann, Schmeichelei, spielte eine große Rolle in der Stadt. „Vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren, daß die Fürstin Rubekhoi sich eines meiner Halsbänder angeeignet hat. Keine große Sache freilich, nur 15000 Dollar wert, aber doch eine recht peinliche Angelegenheit. Ich will die Dame nicht anzeigen. Sie verstehen aber, daß ich die weitere Anwesenheit der Fürstin in St. John nach diesem bedauerlichen Vorfall nicht mehr für wünschenswert halte. Eine kurze Notiz in ihrer Zeitung dürfte genügen.“

Der alte Beddington kramte. Donnermetter, ein gefundenes Fressen für ihn. Sensation. Die lohnte schon eine Extrazugabe. Diese Blamage für die Gesellschaft. „Hören Sie, verehrte Frau Storey, für eine kurze Notiz erscheint mir die Sache doch zu wichtig. Ich werde sofort einen Reporter zu Ihnen schicken, und wir lassen ein Extrablatt los.“ — „Nein, schicken Sie niemand. Ich will nämlich abreisen. In ein paar Minuten. Der Wagen steht schon vor der Tür. Ich fahre auf ein paar Monate nach Europa. Ich kann Ihnen die ganze Geschichte gleich am Fernsprecher erzählen. Also am Sonnabend gab ich dem Fürstenpaar zu Ehren ein Abendessen. Die Fürstin interessierte sich für meinen Schmuck, und ich zeigte ihr alles. Als ich die Gäste verabschiedet hatten, vermisste ich ein Halsband. Nichts zu finden. Am nächsten Vormittag kommt das Stubenmädchen, das die Fürstin neu eingestellt hat und das lange Zeit bei meiner Schwägerin diente, zu mir. Frau Storey, hier ist Ihr Halsband. Ich sah, wie die Fürstin es in einer ihrer Schmuckkästen legte, und habe es nachher fortgenommen. Ich war entsetzt. Dann rief ich die Fürstin an. Ich hörte, wie sie am Fernsprecher beinahe weinte. Zeigen Sie mich nicht an, Frau Storey! Das Halsband gefiel mir so gut, und ich wollte eine Kopie davon machen lassen, um es Ihnen wieder zu geben.“ Ich habe Ihr versprochen, die Polizei nicht zu benachrichtigen, aber ich möchte unsere Gesellschaft vor der Fürstin warnen.“ — „Besten Dank, Frau Storey“. Beddington hängte, gegen seine Gewohnheit ein wenig aufgeregt, den Hörer an.

„Knapp“, wandte er sich dann an seinen Gehilfen, einen jungen Reporter, „Knapp, so eine Sensation! Schreiben Sie, damit es noch in die Abendausgabe kommt: Eine Fürstin, die Juwelen...“ — „Erlauben Sie mal“, kummerte sich Knapp nicht um seinen erstarrten Chef und griff nach dem Hörer: „Fräulein können Sie mir nicht die Nummer des Teilnehmers angeben, der eben mit uns sprach? Ja! Vielen Dank. Mister Beddington, lassen Sie die Finger von der Meldung. In einer halben Stunde hören Sie von mir. Es wird ein schönes Extrablatt geben!“ John Knapp verschwand, ehe ihn sein verdurter Chef aufhalten konnte.

Zehn Minuten später trat der Reporter unangemeldet in Begleitung eines Polizeioffiziers in das Hotelzimmer der Fürstin Rubekhoi. „Entschuldigen Sie den Ueberfall. Ich wollte nur das Gespräch fortsetzen, das Sie eben mit unserem Lokalredakteur führten.“ — „Herr, was fällt Ihnen ein? In meine Zimmer zu dringen! Wer sind Sie? Mit wem soll ich gesprochen haben? Schutzmann, befreien Sie mich von der Gegenwart dieses Menschen!“ — „Augenblick“, meinte John Knapp. „Es tut mir leid, daß ich Sie nicht bei Ihrem richtigen Namen ansprechen kann. Daß Sie weder Rubekhoi heißen noch Fürstin sind, werden Sie ebenso zugeben müssen wie die Tatsache, daß Sie uns einen Bären aufbinden und später eine Beleidigungsklage wegen falscher Beschuldigungen an den Hals jagen wollten. So ein paar zehntausend Dollar Schadenersatz, nicht wahr? Herr Leutnant, vielleicht übernehmen Sie jetzt die Führung des Gesprächs, nachdem Sie meine Beschuldigung gehört haben.“

Der Rest war eine große Sensation. Ein Extrablatt des Inquirers berichtete mit trockenen Worten, die besser wirkten als der schärfste Sarkasmus, daß die Fürstin Rubekhoi eine russische Schwindlerin war, die wegen verschiedener Hochtapielen mit ihrem Partner fleißig gesucht wurde. Die Blamage der Gesellschaft war grenzenlos. „Mensch!“ wunderte sich am Abend Beddington. „Knapp, wie haben Sie das herausgebracht?“ — „Sehr einfach. Eine halbe Stunde bevor die Gaunerin bei uns anrief, las ich in einem Konkurrenzblatt, daß Frau Storey heute morgen schon über New York nach Europa abgereist ist. Die Nummer, die mir die Fernsprecherin angab, war die des Hotels der „Fürstin“, und den Rest besorgte das Verbrecheralbum. Na, Mister Beddington, wie wäre es, wenn Sie mir eine Zusage bewirkten?“ — „Wird gemacht“, rief sich Beddington die Hände. Draußen auf der Straße brüllten die Zeitungsjungen: „Sensation. Der Inquirer entlarvt ein Hochtapielerpaar!“

Die Heimkehr

Schizze von Wilhelm Lennemann.

Dem Häuslersohn Fritz Rode wollte es in der Heimat nicht recht glücken. Da trieben ihn Abenteuerdrang und Leichtgläubigkeit über das große Wasser. Hier brauche man nur zuzureichen und das Glück und das Geld zu lassen, so hatte er gelesen. Und das wollte er schon! Himmel, ja, er hatte doch zwei Arme! Aber haum war er im gesegneten Lande, da brach der Krieg aus. Jahrelang schritt Fritz Rode in Not und Leid, und nur die schrecklich-bitterliche Sehnsucht und das schmerzliche Heimweh waren seine täglichen Gäste.

Und dann kam der Friede. Nach Monaten der Qual und Not machte sich Fritz Rode wieder auf, fuhr heim und fand nun, arm, wie er ausgefahren, wieder in der alten Heimat. Es überraschte ihn, wenn er leise und heimlich das Wort sagte, das Wort „Heimat“, und noch ein zweites „Heimat!“

Er stieg in dem kleinen Städtchen aus, das seinem Heimatdörfchen am nächsten lag. Es war schon zehn Uhr abends. Er schritt durch die Stille der Straßen den Hügel zu, die sich malig gekrönt hinter den letzten Häusern dunkel emporwölbt. Großartig lag der Mond über dem schwarzen Königsholze hoch. Weich und warm stand die Sommerluft zwischen den noch gerückten Häusern. Hart klang der schwere Tritt des Heimgekehrten auf dem holprigen Pflaster.

Dem Manne war es, da er so ging, ganz eigen zumeist. Er fühlte die Nähe der Heimat. Alles rückte ihm wie zum Grube lieberer nahe; und doch wollte ein heimliches Verlangen nicht von ihm weichen. In den barten Tagen der Fremde war er nach und nach der heimatischen Sinnesnot abgestorben. Die Heimat rückte ihm fern und ferner. Sie wurde ihm zu einem schönen Traum, zu einem Paradiese heimlicher Wunder.

Und nun stand er vor den Toren der blühenden Gärten. Und ihm bangte, ob die Heimat ihn wieder aufnehmen und ob er sie wieder recht würde verstehen können. Erwartungsoll und nachdenklich schritt er zwischen Felsen und Wiesen dem Walde zu. Mit wenigem Behagen lag er den süßen, schweren Duft des Heues ein. Ob auch die Mutter ihre Wiese schon gemäht hat? fuhr es ihm durch den Sinn. — Zeit war's und das rechte Wetter!

Dann schlug der Wald seinen Mantel um ihn, sein Tritt verhallte auf dem weichen Boden. Ein dunkles und geheimnisvolles Raunen wellte durch die schwanken Kronen. Dem Laufschritt aber ward das Spiel der Winde zu lieblicher Musik. Er fühlte, daß Saiten in seiner Seele mitklängen und Lieder ertönten. Es wurde ihm freier und wohlher, alles erschien ihm näher und trauter, inniger und brüderlicher.

Der Wald öffnete sich, eine hochschleiere breitere sich aus. Ein starker, würziger Duft schlug dem Wanderer entgegen. Er holte tief Atem. Mit weiten Augen sah er über die Weiden. Er hätte sie mit drühtiger Liebe umfassen mögen. Er hielt seine Rechte vor sich, daß sie durch den raschenden Roggen glitt, er ging an die andere Wegseite und rief eine Handvoll blühenden Klee an. Er trank den süßen Duft, als wolle er damit seine Seele füllen für Jahr und Tag.

So schritt er durch die blühende, reifende Sommernacht seinem Dörfchen entgegen. Die Erde gährte, und die Ernten reiften, und in ihm lag ein befeuchtendes Gefühl empor, daß er wie-

der in der Heimat witzelte und aus ihren geheimnisvollen Quellen trank, daß ihn wieder dieselbe Kraft befeuerte, die auch Korn und Gras und Baum und Strauch durchfloß.

Es war weit nach Mitternacht, da er das Haus seiner Mutter erblickte. Da blieb er vor einer Wiese stehen; hoch stand das Gras, viele Blütenflocken schwammen darin. Das hier war seiner Mutter Wiese. Und sie war noch nicht gemäht! Seine arme Mutter! Ja, es wurde Zeit, daß er heim kam. Nun würde er ihr wieder die Arbeit abnehmen, die sie niedergedrückt hatte die sechs Jahre lang! Tausend geheimnisvolle Stimmen riesen und lockten; ihm war, als müsse er in das flutende Gras hineinschreiten, als ob... Da durchdrachte ihn ein freudiger Schreck. Ein starker Wille stand in ihm auf. Mit langen, hastigen Schritten ging er dem Hause der Mutter zu. Seine Tritt er auf den Hof. Stumm und still lag das Haus.

Er ging in den Schuppen, er tastete an der Wand, er langte sich Senf und Weizen und verließ wieder bebend und leise wie ein Dieb den Hof. Ein kaum merkliches Räuschen spielte um seinen Mund. Wieder stand er vor der Wiese. Er stellte die Sense hoch. Das Mondlicht bligte in der blanken Klinge. Er strich mit dem Stein über das klingende Eisen. Dann stellte er sich breit und fest hin, sagte die Sense, holte weit aus, und mit raschem Schwunge jag er sie weitbogig durch das Gras. Tausend Stimmen jubelten in ihm, rauschende Akkorde füllten seine Seele, sein Herz brannte. Schweiß sprang das blanke Eisen hin und her...

Dem Wäher war's, als habe er nunmehr erst völlig seine Heimat wiedergewonnen, da er sich ihr in Arbeit verbunden. Wonnegedanken überstießen ihn, und im Rausch und Taumel erfüllte er Strich für Strich. Er überließ mit frohen Augen das Werk der Sommernacht. Da grüßte ihn der neue Tag. Die Sonne stieg mit rotem Glanze, als er wieder dem Hause der Mutter zuschritt.

Da schlug der Hund an, ein Fenster öffnete sich. „Fritz!“ schrie die Mutter im seligen Schreck. Dann rissen zitternde Hände die Tür auf und zwei Arme hingen um seinen Hals. Kein Wörtlein fand die Frau, nur ihre Tränen flossen auf ihm, rauschende Akkorde füllten jahrelanges Leid und alle Not hinweg. „Nun sind wir wieder beisammen“, sagte er froh, „und Arbeit ist und Brot und Friede; was fehlt uns noch, daß wir nicht den Tag zwingen könnten!“ Gegen Morgen erst suchte er für wenige Stunden sein Stübchen auf. Beglückt streckte er sich auf sein Lager, im stolzen Siegerbewußtsein, wie ein König nach gewonnenem Schlacht.

Und traumhaft dehnten sich ihm die Wände und hob sich das Dach. Die Roggenäcker und Wiesen rückten nahe, und Schollen und Erntedäcker floßen über ihn hin. Er langte mit Riesenschritten weit um das Land und hielt es und sah darauf, lächelnd und stolz. Und über ihm glühten die helligen und ewigen Sterne. So kehrte der Bauer Fritz Rode in seine Heimat, und so waren in stillen Stunden miteinander die Heimat und der Heimatstüber und wurden ein jeder Sieger und Besiegter, Herr und Knecht.

Die Sinnenmine von Seram-Palang

Schizze von Roger Barnston.

Besorgt betrachtete Johnny Chalmers seinen Freund Ben Halliwell, der nach mehrjähriger Abwesenheit nach London zurückgekehrt war und ihm heute zum ersten Male wieder in dem gemütlichen Rauchzimmer des Ingenieur-Klubs gegenüberlag. Ben bemerkte es. Er lächelte. „Du findest, daß ich nicht gerade glänzend aussehe; leider muß ich Dir auch darin Recht geben, aber das mörderische Klima der malaisischen Halbinsel fordert seine Rache. Wie Du ja weißt, übernahm ich vor fünf Jahren die Leitung der Zinnminen von Bradley Brothers, die stark am Zinngeschäft beteiligt sind und deren Hauptminen auf der malaisischen Halbinsel liegen. Das Erge wird dort teils auf oberirdischem Wege abgebaut, teils auch im Untergrundbau gewonnen. Zum Glück find aber die letzteren Minen in der Mindezahl, denn die Höhe in ihnen ist derart, daß auch die zähen chinesischen Kulis, welche die Hauptmasse der Arbeiter stellen, diese Art von Arbeit nur wenige Monate aushalten können, so sehr auch der hohe Lohn lockt. Meine meisten Minen waren im Tagbau zu betreiben und zwar am lohnendsten durch Baggerung. Doch auch diese Tätigkeit stellt unerbörte Anforderungen an den Europäer. Das ewig feuchtwarme Klima, die dreihundert Grad Celsius erreichende Temperatur, die schrecklichen Regenfälle, die prächige Flora und erfüllt alles mit Fruchtbarkeit, aber in ihrer Begleitung erscheinen auch

das Fieber und alle anderen tropischen Krankheiten und eine Unmenge von fliegendem und kriechendem Genuß, vor allem Schlangen. Wir arbeiteten wegen der Abkühlung stets in der Nacht. Wenn aber die Zinnminen von dem elektrischen Licht taghell erleuchtet waren, dann krochen die Reptilien von allen Seiten heran, und man mußte vor ihnen auf der Hut sein. Auch die Baggerer brachten sehr häufig Schlangen hinauf, grauschwarze Kobras, grüne Baumkriecher, Reptilien aller Art. Ja einmal wurde sogar ein Python von dem Eimer erfasst und nach oben befördert. Meine Chinesen hatten schon ordentlich Erfahrung bekommen, mit diesen Tieren abzurechnen und sie durch Hiebe ihrer scharfen Spaten zu töten.

Meine beste Mine war die von Seram-Palang, wo ich eine ergiebige Fundstelle entdeckt hatte. Ich arbeitete dort mit einer Kompressionspumpe, die den Wasserdruck mit einem Druck von 200 Atmosphären schiederte. Sie überbrachte das Wasser mit einer Kraft, die der eines aufsteigenden Artilleriegeschosses gleichkam. Diese Mine lag in der Nähe einer dichten Dschungel, die ich, um Zeit zu sparen, nur so weit hatte roden lassen, als es die Arbeit notwendig machte. Leider war in meiner Nachbarschaft ein sehr unangenehmer Gast erschienen: ein Tiger, und zwar ein sogenannter Menschenfresser.

Ich war gerade auf einer Mine weiter im Norden, als ich die Nachricht bekam, daß dieser Tiger zwei meiner Kulis gefressen hatte. Den einen holte er fort, als der Mann mit einem anderen Chinesen zum Holzschleppen in den Wald gegangen war, und den anderen schleppte der Tiger nach von seinem Arbeitsplatz davon, ehe noch die entsetzten Gefährten zu Hilfe eilen konnten. Ich machte mich sofort auf und eilte nach Seram-Palang, wo ich die Kulis ganz persönlich antraf. Die Chinesen erblickten in dem Tiger den Geist eines mächtigen Dämonen der Vorzeit, der auf diese Weise die Verletzung seines Gebietes an uns rächen wollte. Ich beruhigte die Leute, so gut es ging, und unternahm mit dem weißen Aufseher von Seram-Palang sowie zwei anderen Chinesen, die ich aus dem Norden mitgebracht hatte, mehrere Jagdausflüge, um dieser gefährlichen Bestie habhaft zu werden. Tagelang krochen wir in der Dschungel herum. Wild sahen wir von allen Arten, aber den Tiger bekamen wir nicht zu Gesicht. Mißvergnügt, von den Woskiten zerstoßen und vom Fieber geschüttelt, kehrten wir nach Seram-Palang zurück, mit der Nachricht empfang, daß in unserer Abwesenheit wieder ein Kuli von diesem Mörder angefallen und fortgeschleppt worden war. Nur durch eine Erhöhung des Lohnes sowie das feste Versprechen, dem Tiger innerhalb von acht Tagen das Lebenslicht auszublauen, gelang es mir, die Kulis für diese Zeit festzuhalten. Meine Räume war denkbar schlecht. Sollte mich dieser unheimliche Menschenfresser dazu zwingen, meine beste Mine aufzugeben? Daß nach Ablauf der vereinbarten acht Tage auch nicht ein Arbeiter mehr auf dieser Unheilsumme bleiben würde, war mir vollkommen klar.

Am Abend desselben Tages stand ich nachdenklich neben dem Chinesen Mah-Daloi und sah ihm zu, wie er den Schlauch der Kompressionspumpe auf das Riff richtete. Plötzlich bemerkte ich, wie sich der Chineser verärbte. „Mossa“, murmelte er, „Mossa, dort!“ Dabei fixierten seine Augen entsetzt auf eine Stelle der Dschungel. Ich folgte seinem Blicke und bemerkte zwei gelblich-grüne Punkte. Es war jenseits des Riffs, das uns von der Bestie trennte, ein Gedanke durch den Kopf. Ich sah mich um. Sollte es der menschenfressende Tiger sein? Meine Lage war nicht gerade beunruhigend, denn außer meinem Browning hatte ich keine Waffe bei mir. Zudem war ein sicheres Zielen unmöglich. Traf aber das Geschöß nicht unbedingt tödlich, dann hatte ich den angeschossenen Tiger auf dem Hals. Da kam mir der rettende Einfall. Ich hatte ja die furchtbare Waffe in Gestalt des komprimierten Wasserstrahles bei mir. Mit einem Ruck rief ich dem zitternden Chinesen den Schlauch aus der Hand und richtete den Strahl auf die Stelle, an der soeben wieder die beiden gelblich-grünen Sternchen sichtbar wurden. Ein furchtbares Aufbrüllen, dann Stille. Ich stellte den Strahl ab und wartete, während meine Leute, die sich zurückgezogen hatten, herbeieilten, die schützenden Gesträucher zu entfernen. Die Nachsuche auf den nächsten Morgen zu verschieben. Eine bedenkliche Wache von drei Mann blieb zur Sicherung der Waffenschätze zurück.

Bei Tagesanbruch machten wir uns auf die Suche. Wir brauchten nicht weit zu gehen, denn an der Stelle, an der ich die Augen der Riesenhähe hatte aufleuchten sehen, fanden wir den zerfetzten Körper eines mächtigen Tiger-Männchens. Von dem mit unheimlicher Wucht auftretenden Strahl war er in der Mitte erfasst worden. Das Fieber und alle anderen tropischen Krankheiten und eine Unmenge von fliegendem und kriechendem Genuß, vor allem Schlangen. Wir arbeiteten wegen der Abkühlung stets in der Nacht. Wenn aber die Zinnminen von dem elektrischen Licht taghell erleuchtet waren, dann krochen die Reptilien von allen Seiten heran, und man mußte vor ihnen auf der Hut sein. Auch die Baggerer brachten sehr häufig Schlangen hinauf, grauschwarze Kobras, grüne Baumkriecher, Reptilien aller Art. Ja einmal wurde sogar ein Python von dem Eimer erfasst und nach oben befördert. Meine Chinesen hatten schon ordentlich Erfahrung bekommen, mit diesen Tieren abzurechnen und sie durch Hiebe ihrer scharfen Spaten zu töten.

Ich war gerade auf einer Mine weiter im Norden, als ich die Nachricht bekam, daß dieser Tiger zwei meiner Kulis gefressen hatte. Den einen holte er fort, als der Mann mit einem anderen Chinesen zum Holzschleppen in den Wald gegangen war, und den anderen schleppte der Tiger nach von seinem Arbeitsplatz davon, ehe noch die entsetzten Gefährten zu Hilfe eilen konnten. Ich machte mich sofort auf und eilte nach Seram-Palang, wo ich die Kulis ganz persönlich antraf. Die Chinesen erblickten in dem Tiger den Geist eines mächtigen Dämonen der Vorzeit, der auf diese Weise die Verletzung seines Gebietes an uns rächen wollte. Ich beruhigte die Leute, so gut es ging, und unternahm mit dem weißen Aufseher von Seram-Palang sowie zwei anderen Chinesen, die ich aus dem Norden mitgebracht hatte, mehrere Jagdausflüge, um dieser gefährlichen Bestie habhaft zu werden. Tagelang krochen wir in der Dschungel herum. Wild sahen wir von allen Arten, aber den Tiger bekamen wir nicht zu Gesicht. Mißvergnügt, von den Woskiten zerstoßen und vom Fieber geschüttelt, kehrten wir nach Seram-Palang zurück, mit der Nachricht empfang, daß in unserer Abwesenheit wieder ein Kuli von diesem Mörder angefallen und fortgeschleppt worden war. Nur durch eine Erhöhung des Lohnes sowie das feste Versprechen, dem Tiger innerhalb von acht Tagen das Lebenslicht auszublauen, gelang es mir, die Kulis für diese Zeit festzuhalten. Meine Räume war denkbar schlecht. Sollte mich dieser unheimliche Menschenfresser dazu zwingen, meine beste Mine aufzugeben? Daß nach Ablauf der vereinbarten acht Tage auch nicht ein Arbeiter mehr auf dieser Unheilsumme bleiben würde, war mir vollkommen klar.

Am Abend desselben Tages stand ich nachdenklich neben dem Chinesen Mah-Daloi und sah ihm zu, wie er den Schlauch der Kompressionspumpe auf das Riff richtete. Plötzlich bemerkte ich, wie sich der Chineser verärbte. „Mossa“, murmelte er, „Mossa, dort!“ Dabei fixierten seine Augen entsetzt auf eine Stelle der Dschungel. Ich folgte seinem Blicke und bemerkte zwei gelblich-grüne Punkte. Es war jenseits des Riffs, das uns von der Bestie trennte, ein Gedanke durch den Kopf. Ich sah mich um. Sollte es der menschenfressende Tiger sein? Meine Lage war nicht gerade beunruhigend, denn außer meinem Browning hatte ich keine Waffe bei mir. Zudem war ein sicheres Zielen unmöglich. Traf aber das Geschöß nicht unbedingt tödlich, dann hatte ich den angeschossenen Tiger auf dem Hals. Da kam mir der rettende Einfall. Ich hatte ja die furchtbare Waffe in Gestalt des komprimierten Wasserstrahles bei mir. Mit einem Ruck rief ich dem zitternden Chinesen den Schlauch aus der Hand und richtete den Strahl auf die Stelle, an der soeben wieder die beiden gelblich-grünen Sternchen sichtbar wurden. Ein furchtbares Aufbrüllen, dann Stille. Ich stellte den Strahl ab und wartete, während meine Leute, die sich zurückgezogen hatten, herbeieilten, die schützenden Gesträucher zu entfernen. Die Nachsuche auf den nächsten Morgen zu verschieben. Eine bedenkliche Wache von drei Mann blieb zur Sicherung der Waffenschätze zurück.

Das Fieber und alle anderen tropischen Krankheiten und eine Unmenge von fliegendem und kriechendem Genuß, vor allem Schlangen. Wir arbeiteten wegen der Abkühlung stets in der Nacht. Wenn aber die Zinnminen von dem elektrischen Licht taghell erleuchtet waren, dann krochen die Reptilien von allen Seiten heran, und man mußte vor ihnen auf der Hut sein. Auch die Baggerer brachten sehr häufig Schlangen hinauf, grauschwarze Kobras, grüne Baumkriecher, Reptilien aller Art. Ja einmal wurde sogar ein Python von dem Eimer erfasst und nach oben befördert. Meine Chinesen hatten schon ordentlich Erfahrung bekommen, mit diesen Tieren abzurechnen und sie durch Hiebe ihrer scharfen Spaten zu töten.

Der Schrei nach dem Glück

Eine Geschichte aus dem Leben, erzählt von G. W. Veyer.

In der Straßenbahn lernte Elisabeth Wenk ihn kennen. Ein Erlebnis für sie, die seit fünfzehn Jahren die gleiche Strecke fuhr und gelernt hatte, von den Männern Mitleidlichkeit zu erwarten. Er war aufgestanden, als er sie im Gang stehen sah. Das Blut schloß ihr damals ins Gesicht, und als sie seinen Sitzplatz annahm, senkte sie den Kopf, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Und nun traf sie ihn täglich. Sie mußte jetzt, wie er hieß: Walter Steiner. Ein merkwürdiger Zufall, daß auch er in der Nähe des Halleschen Lozes beschäftigt war. Ein Ingenieur. Er begleitete sie jeden Morgen bis vor die Tür des Geschäftshauses, in dem sie seit fünfzehn Jahren hinter der Schreibmaschine saß. Fünfzehn Jahre! Ein weiter Weg von den phantastischen Hoffnungen eines Backfischjüngers bis zur verblüffenden Schicksalsereignisse des verblühten Mädchens. Sie hatte immer gemerkt, daß sie nicht schön war. Doch sie glaubte zuerst, ihre frische Jugend könnte ersehen, was ihr die Natur an Reizen verlagte. Stand es nicht so in den Romanen: Das Herz gibt den Ausschlag, und das Glück findet zu jedem Mädchen! Doch fünfzehn Jahre vergeblisches Hoffen und Warten, Enttäuschungen und nun ihr eigenes Bild im Spiegel, die schärfer gezeichneten Falten um den alljährlich herben Mund, hatten alle Träume der Jugend langsam zerstört.

Doch dann kam er, Walter Steiner! Wie klug war er, stattdessen hübsch, ein Mann dem die Mädchenherzen zufliegen mußten. Zu Dutzenden konnte er sie haben, jung und bunt, einmal schöner als sie! Doch seine Augen ruhten nur auf ihr. Sicher konnten sie tiefer sehen als die anderen Menschen: bis ins Herz. Was hätte es da genügt, sich noch zu verstellen, Gleichgültigkeit zu heucheln, wo Liebe heiß loderte? „Ja“, hatte sie gesagt, als er sie um ein Stelldichein in einer Konditorei bat.

Nun sah sie an seiner Seite. Zum ersten Mal neben einem Mann, dessen werdende Worte dem Weibe in ihr galten: „Könnten Sie mir gut sein?“ War es die Spannung des Mierlebens, die ihre Antwort verzögerte, oder mädchenhafte Scheu? Sollte es der Zufall, daß in diesem Augenblicke eine Schallplatte zu näseln begann von einer kleinen Konditorei und einem Liebespaar? Die ersten Töne des kitschigen Schlaglers lösten in ihr ein unbewusstes Mißbehagen aus. Doch dann fesselte sie plötzlich der Rhythmus und — und seine Hand, die sich um ihre Hüfte legte. Da brach der letzte Wall alljährlicher Herbitz und Unglückseligkeit, der sich um ihr Herz gelegt hatte, zusammen: „Ja, ja, ja!“ Es klang wie der Schrei nach Liebe, nach Glück, wie das Bekenntnis einer fünfzehn Jahre lang verhaltenen Sehnsucht.

Er dankte ihr. Dann sprach er von der Zukunft. Klar sah er sie vor sich liegen: Verlobung, Wahl des Heims, Hochzeit und Liebe, ewiges stilles Glück abgeklärter Menschen. Seine Worte klangen so ruhig, forderten unbegrenztes Vertrauen, das Elisabeth Wenk ihm bedingungslos schenkte. Baldige Verlobung hatte er gesagt. War es nicht etwas früh für die kurze Bekanntschaft? Nein, nein, seine Eile konnte nur der garte Ausdruck des Verliebens sein: Einem Mädchen, das fünfzehn Jahre lang vergeblich hoffte, durfte kein langes Warten mehr zugemutet werden.

Warum sollte man hier im lausigen Zusammensein nicht auch von materiellen Dingen sprechen, umso mehr als das Liebesliedertextoire des Grammophons erschöpft schien? Von seinem Verdienste erzählte er. Es war ja nicht gerade hoch, doch genug, um beider Glück zu sichern. Da lächelte sie nur: „Und wenn es auch weniger sein sollte, so mach' Dir keine Sorgen. Ich habe geparkt. Achttausend Mark und Wäbel.“ Welche Seligkeit für sie, zu wissen, daß er nicht allein der Gebende war!

Er küßte sie verlobt auf den Mund. Zum ersten Mal. Das Blut pochte ihr in den Schläfen. Sie schloß die Augen. Ihr schien es, als liege sie langsam in unendliche Seligkeit hinein. Sie war fast schon in diesem Augenblick. Drei Wochen später streifte er ihr den Ring an den Finger. Sie trug ihn wie ein Siegeszeichen.

Wieder saßen sie zusammen. In Elisabeth